Timm Kröger

von

Gustav Falke

IVERSITY
OF
DRONTO
IBRARY

Alfred Janssen, Hamburg

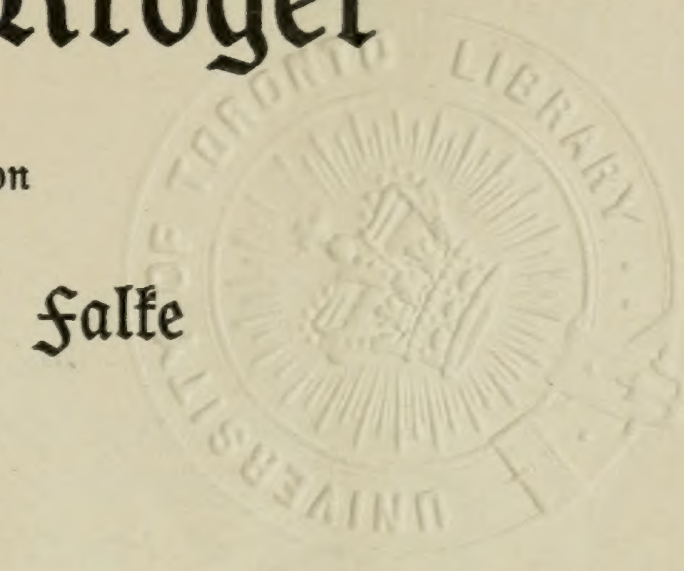
Timm Kröger

934
Yf

Timm Kröger

Von

Gustav Falke



205-535
1. 9. 26.

Hamburg 1906
Alfred Janssen

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Germany

In meinem Garten, hart an der Grenze, steht ein alter Dornbusch. Er streckt seine runzeligen, wie von Gicht gekrümmten Arme weit aus. Aber er ist nicht krank, der alte Bursche. Er grünt und blüht jedes Jahr ganz fröhlich, und sein breitausladendes Dach gibt den um seinen krausen Wurzelstamm angebrachten Ruhebänken einen schönen Schatten. Kühl sitzt sichs da, wenn draußen die Sonne brennt und die Luft leise durch das Gewirr der alten Äste und Zweige streicht.

Über den schlichten Drahtzaun fällt der Blick auf eine üppige Wiese, wo bisher die Ziegenherde des Nachbars ihre Euter füllte. Jetzt ist die grüne Fläche ein Erholungsheim für die geplagten Rosse eines Taxameterkutschers, die hier nach den ausmergelnden Strapazen des großstädtischen Straßenlebens wieder zu einiger Rundung gedeihen. Füllenhaft, ganz ihre Ketten vergessend, gebärden sich

dieſe armen Droſchkenſklaven in der köſtlichen Freiheit unverhoffter Weidegründe. Wie komiſch unbeholfen ſie über den welligen Boden galoppieren. Die alten verſteiften Gelenke müſſen erſt wieder geſchmeidig werden. Mit welchem Behagen ſie ſich in dem hohen Graſe wälzen.

Ein breites Bächlein, das heimatkundige und heimatſtolze als einen „Nebenfluß“ der Alſter begrüßen, teilt dieſes Wieſenland in zwei Teile. Drüben graſen buntſcheckige Kühe, und Rind und Roß ſtehen oft gedankenvoll am „Ufer“, und mag jedes Verlangen nach dem gedeckten Tiſch des andern haben, wenn nicht gar ein Höheres oder Tieferes ihre Seele bewegt.

Bei den Roſſen wäre vielleicht eine Sehnſucht in die Weite, in mehrere Freiheit, zu vermuten, weit weg, irgend wohin, wo es kein ſtaubiges Pflaſter, keine hohen langweiligen Häuſerreihen, keine heißen Halteplätze und keine Schutzleute und Peitſchen gibt und ſelbſt die Erinnerung daran auf immer verblaßt. Vielleicht beneiden ſie Lampe, der manchmal in flüchtigen Sätzen übers Feld ſpringt. In den nahen Kohlgärten, vielleicht gar in meinem, hat er geſpeiſt und hat es nun eilig,

denn er bezahlt nicht gern und drückt sich, bevor die Rechnung kommt. Er spottet des Bächleins und verschwindet bald drüben am Chausseerand.

Ein hoher, alter Baumstand, Eichen und Buchen, faßt dieses Wiesenland ein. Ein langgestrecktes Strohdach schimmert hindurch. Hier auf der Bank unter dem Dornbusch habe ich die meisten der kleinen Novellen Timm Krögers gelesen. Und es war dieselbe Luft, da draußen und im Buche. Und wenn mal das Brüllen einer Kuh, das Krähen eines fernen Hahnes hineinklang, war es, als gehörte das dazu, als die rechte Musik zu diesem Text. Aber jeder hat nicht so einen Schattensitz unterm Dornbusch. Tut nichts. Er wird das bald vergessen, mag er am Schreibtisch, auf dem Faulbett oder auf einer alten Kiste in irgend einer Bodenecke, was ich übrigens sehr empfehlen möchte, lesen. Schon nach den ersten Seiten wird er draußen sein, da, wo Timm Kröger ihn haben will. Im Kuhstall, auf dem Heuboden mit Hein Wieck, hinter dem Ofen mit Jasper Thun, auf der nebligen Heide mit Peter Holling, oder am Rande einer Moorkuhle mit dem alten kurztretenden Jens Jen-

sen, der früher der Teufel war, aber im Alter, als ihm die Teufelswirtschaft nicht mehr gefiel, sich bei Hans Vierth in Seefeld als Tagelöhner verdingte.

So ein Zauberer ist Timm Kröger. Er ist im geheimen Bund mit den Unterirdischen, die im Schoß der Erde die Samenkörnlein pflegen, die das Gras wachsen lassen und die grünen Saathalme heimlich vergolden, ein köstlicher Raub für die Schatzkammer der Menschen. Aber auch mit jenen ist er im Bunde, die abends am Moorwasser sitzen und ihre Pfeifen rauchen, daß es wie ein Nebel weit über die stille Heide zieht, oder die zu gelegener Stunde dem Menschen heimlich ein Bein stellen, wenn er so „as sühst mi woll Ick bin ick" daherstapft. Und mit einmal liegt er auf der Nase. Aber auch mit den überirdischen ist er im Bunde, die einen so schnöde Gefallenen liebreich wieder aufrichten: „Jung, Jung, is noch god gahn. Awer nehm di 'n annermal 'n beten in Acht. Hörst du?" Er ist selbst so ein Wurzelmännchen, Feld- und Wiesengast und Heubodenkobold, oder was er gerade sein will. Kurzum, er ist ein Dichter.

Timm Kröger wurzelt mit seiner Dichtung tief im heimatlichen Boden. Seine Kunst ist Landesprodukt, holsteinische Frucht. Wie Storm, Groth, Liliencron, saugt er seine beste Kraft aus der Scholle seines engeren Vaterlandes. „Ich bin Heimatdichter, weil mir die Sehnsucht nach Jugend und Heimat die stärksten Impulse gibt." Aus einem alten Bauerngeschlecht, hat seine Jugend die Hand am Pfluge gehabt und die Egge über die Scholle geführt, der auch jetzt die Kraft und Arbeit seines dichtenden Alters gehört, indem er ihr aus Erntegold und allerlei Blumen des Feldes einen schimmernden Kranz der Liebe windet.

Der Herr Justizrat und Notar in Kiel, der als Sechzigjähriger noch nicht daran denkt, die Hände in den Schoß zu legen, mag selbst erzählen, wie er von Pflug und Egge weg unter die Talarträger der heiligen Themis geriet und in seinen alten Tagen auf die gemeldete löbliche Kranzbinderei verfiel. Er erzählt nicht schlecht, der alte Herr, und so hört mans gewiß lieber von ihm selbst, als aus „zweitem Munde".

* *
*

Ich stamme aus einem alten niedersächsischen, im eigentlichen „Holstein" zwischen Rendsburg und Hanerau-Hademarschen ansässischen Bauerngeschlecht, das, soweit die Nachrichten reichen, die Hörigkeit niemals getragen hat, wie denn in unserer Gegend Adel und Leibeigenschaft immer unbekannte Dinge gewesen sind. Da schleppt man die guten und schlechten Eigenschaften eines unabhängigen freien Bauern als Erbteil hinter sich her.

Haale heißt das Dorf, wo ich geboren bin; es liegt eine Meile östlich von Theodor Storms Hademarschen und ist ein aus verstreuten Gehöften bestehendes Dorf.

Den größten und schönsten Hof hatten meine Eltern, Hans Kröger und Trincke Kröger geb. Bornholdt. An Geld und Gut hätte Vater sich manchem kleinen Gutsbesitzer gleichstellen können, er war aber nichts als ein Bauer und wollte nichts anderes sein.

Zehn seiner Kinder sind groß geworden, ich bin das jüngste, — am 29. November 1844 geboren. Wie meine Geschwister besuchte auch ich die Dorfschule.

Den Riesenanteil am Unterricht nahm die Religion in Anspruch; die Anfänge eines deut-

schen Aufsatzes wurden erst ein Jahr vor meinem Abgang eingeführt.

Ich war aber inzwischen blinder Mitleser ungezählter Romane geworden, die mein Bruder Hans aus einer Leihbibliothek bezog. In unserm Haus fand sich ferner eine Anthologie deutscher Klassiker und ein Lesebuch, worin der Selbstunterricht im Aufsatzschreiben nach franklinscher Methode empfohlen wurde. Hans schaffte sich auch Schillers Werke an. Ich las alles, ich verschlang alles, ich machte Aufsätze, wie im Buch vorgeschrieben war, — Schillers Gedichte erster Periode hielt ich für den Gipfel aller Kunst.

Mein Vater war 1855 gestorben, Mutter zog 1859 aufs Altenteil, Hans erhielt den Hof. Seinem Einfluß habe ich es zu danken, daß ich Ostern 1860/61, ein Jahr lang vor meiner Konfirmation, die Privatschule des Theologen Theodor Speck im Kirchdorf Hohenwestedt besuchen durfte.

Es war schon im Dorf davon die Rede gewesen, daß ich „Priester" werden müßte; nun meinte auch mein Lehrer, ich sollte studieren. Aber Mutter und Bruder hatten damit nichts im Sinn.

In Haale hatte ich viele, viele Male meine Knöpfe abgezählt und gefragt, ob mich das Schicksal wohl jemals Studierens halber nach Jena — wo Schiller gelehrt hatte — führen werde; — jetzt in Hohenwestedt, zwei Wegstunden von Haale, zählte ich die Tage, wo ich wieder nach Haale könnte. — Nun hatte ich Heimweh und lehnte aus diesem Grunde die Führung nach Jena ab.

Ich kam also wieder nach Haus und wollte Bauer werden. Als Landwirtschaftslehrling pflügte und eggte ich im Dienste meines Bruders, fand aber an körperlicher Arbeit wenig Gefallen. Beim Pflügen und Eggen kamen vielmehr alte Gedanken und alte Träume. Ich beklagte mein Geschick, unternahm aber nichts, es zu wenden. Mir war, wie dem träumenden Backfisch sein mag, wenn er auf den Prinzen wartet. Ich hoffte auf ein Wunder, es kam aber kein Wunder, ich mußte vielmehr selbst Hand anlegen. Und eines Tags bei einem sehr prosaischen Geschäft stellte ich meine Forke in die Ecke und überraschte Mutter und Geschwister durch die Erklärung, daß ich „studieren wolle".

Es war um Pfingsten 1863, ich war

18½ Jahr alt geworden. — Achtzehn Wochen hindurch erhielt ich Unterricht in den alten Sprachen von meinem Lehrer Theodor Speck, und wurde Michaelis 1863 in die Obertertia der Kieler Gelehrtenschule aufgenommen. Ich war aber nur ein viertel Jahr lang Schüler des Gymnasiums. Mit reiferem Verstande, reiferer Lebensansicht, zum Teil auch mit reiferem Wissen ausgerüstet, erkannte ich es als einen Irrtum, als erwachsener Jüngling pari passu mit den so viel jüngeren Knaben durch die Klassen gehen zu wollen, auch vermochte ich nicht so viel Demut aufzuwenden, die Behandlung, die von einzelnen Lehrern beliebt wurde, zu ertragen.

Ich verließ die Schule, nahm in Kiel bei Studenten Privatstunden in alten Sprachen und stellte mich im übrigen auf mich selbst.

Ich bedaure, daß mich das Leben so geführt und mich noch einsamer und eigener gemacht hat, als ich ohnehin schon nach einer unserer Familie eigentümlichen Eigenschaftsschichtung war. Die Freundschaften, die man auf Schulen schließt, die Gönnerschaften, die Leitung und Führung junger Leute durch ältere, Anschluß an Familien, — das alles hat mir zu einer

Zeit gefehlt, wo es mir am notwendigsten gewesen wäre.

Die Kieler Universität verlangte bei der Immatrikulation kein Reifezeugnis; ich habe denn auch keine Prüfung bestanden, die mich den Gymnasialabiturienten gleichstellte. Ich bemerke das, ohne den von mir gegangenen Weg zu empfehlen; mein Wissen und Können hat immer etwas Ungleichmäßiges, Brüchiges behalten.

Ostern 1865 ließ ich mich in Kiel als Student der Jurisprudenz einschreiben, — ohne mich zu einem Fachstudium für reif zu erachten. Ich arbeitete für und für an meiner allgemeinen Bildung, ich habe diese Arbeit niemals abgeschlossen.

In den Jahren 1866—1868 war ich in Zürich, in Leipzig und in Berlin immatrikuliert, 1869 bestand ich in Kiel die erste juristische Prüfung, im Jahre 1873 das große juristische Staatsexamen in Berlin, nach dem meine praktische Vorbereitung in Meldorf, Altona und Kiel vorschriftsmäßig absolviert worden war.

Ich nenne kurz die Ortschaften, wohin mich die Justizverwaltung zur Vertretung von Rich-

tern und Staatsanwälten entsendete: Calbe an der Saale, Lyck in Masuren, Pillkallen in Litauen. 1874 war ich Kreisrichter in Angerburg-Ostpreußen, 1876 Staatsanwaltsgehilfe in Marienburg in Westpreußen, 1876—1879 Rechtsanwalt und Notar in Flensburg, nach kurzer Zwischenzeit in gleicher Stellung bis 1892 in Elmshorn, von 1892—1903 in Kiel. Zur Jahreswende 1902/1903 habe ich meinen Ämtern entsagt.

Seit 1876 bin ich verheiratet. Meine erste Frau Idaline geb. Boie (dem dithmarsischen Geschlecht der Boies angehörig) habe ich 1887 durch den Tod verloren, 1890 habe ich die Schwester Hilda wieder genommen. Zwei Kinder habe ich, sie sind von meiner ersten Frau. Meine Tochter Luise Helene studiert klassische Philologie, mein Sohn Hans Boie ist Referendar.

Noch einmal komme ich darauf zurück, daß ich so spät und ohne rechte Führung zum Studium gekommen bin. Ich glaube, daß mir bei rechter Leitung die juristischen Arbeitsfielen, worin ich so lange, ohne mich wohl darin zu fühlen, am Karren gezogen habe, erspart worden wären. Aber wie lange ich

auch im Karren ging, die Hoffnung auf einen meinem poetischen Schaffen allein gehörigen Feierabend habe ich niemals aufgegeben. Erst 1888 bin ich auf Liliencrons Anregung dazu gekommen, die Feder zu kleinen Schöpfungen anzusetzen. Da ich niemals so recht zweien Herren habe dienen können, so fiel nur Kleines (in jeder Beziehung Kleines) ab.

Sachlich habe ich von Storm, von Björnsen (Bauernovellen), von Tolstoi (Wirt und Knecht) und von Daudet (Briefe aus meiner Mühle) die kräftigste Anregung erhalten; in der Form machte Maupassant großen Eindruck auf mich.

Ich bin Heimatsdichter, weil mir die Sehnsucht nach Jugend und Heimat die stärksten Impulse gibt. Ich war es schon 1868, als ich in Leipzig in einer künstlerisch wertlosen, überdies in Versen abgefaßten Erzählung mein Heimweh niederschrieb.

Wenn die Sehnsucht in mir erwacht, die zu Dichtungen führt, dann sehe ich immer unsern so herrlich in die Niederung der Wiesen und Moore vorgeschobenen Hof. Die alten Bäume sehe ich, namentlich die vielhundertjährige Ulme und die ebenso alte Linde, die damals (jetzt haben sie fallen müssen) vor den

Stubenfenstern am Weg standen, ich sehe ihre Wipfel wie mit großen Augen nach dem verlaufenen Jungen auslugen.

Das Leben hat mich abseits geführt, und doch hätte gerade mir — so scheint es — das Gegenteil dienen müssen. — Ich denke zuweilen, mein Charakter und mein Geschick hätten mir nicht so viele Steine in den Weg wälzen sollen. Ich hätte dann hoffen dürfen, meinem Herrn, wenn er einstmals heimkehrt und das geliehene Pfund und dessen Früchte heischt, mehr vorlegen zu können, als ich jetzt zur Verfügung habe.

Aber, wer weiß!?

* * *

Wenn der Herr Justizrat Timm Kröger mit seinem geliehenen Pfunde oben anklopft und Petrus ihn in das Privatkontor führt, allwo der liebe Gott vor dem großen Hauptbuch sitzt, „mit einem langen grauen Bart, wie ihn Anno 1847 der Herr Physikus Doktor Mau in Rendsburg trug", und in den Vorzimmern die Herren Schreiber, mit etlichen Tintenspritzern auf den weißen Flügeln, ihn mit der bekannten büreaukratischen Überlegenheit, die ein

Schreiberengel auch einem preußischen Justizrat gegenüber markiert, mustern — da mag er zaghaft die Zinsen noch mal rasch überschlagen und bangen, ob es auch reichen wird. Und wenn der liebe Gott nun seinen grauen Physikusbart streicht und so schief übers Konto weg sagt: „Mein lieber Timm, das sind ja noch nicht drei Prozent", und kratzt sich hinter die Ohren, wie einer, der sieht, daß er sich auf ein faules Geschäft eingelassen hat — das wäre ja dann freilich Anlaß zu Demut und Betrübnis. Aber so viel wir ihm hier unten schon nachrechnen können, wird er so schlecht nicht abschneiden. Er hat nach unserer irdischen Einsicht mit seinem Pfunde als ein fleißiger und getreuer Knecht gewuchert und kann sich als ein „gemachter" und „vermöglicher" Mann auf die Seite der „Angesehenen" im Lande stellen, vor denen jeder in Respekt den Hut zieht. Und an solchen Respektspersonen fehlts ja in seiner Heimat nicht.

* * *

Das kleine Holsteinland ist ein reiches Land mit den wogenden Kornfeldern, den wildreichen Wäldern und blauen Seen seines Ostens und

den ernsten Marschen seines Westens, wo auf den weiten üppigen Weiden die fetten Rinder gehn, im Schutz breiter grüner Deiche, hinter denen der „blanke Hans" in der Ohnmacht seiner räuberischen Gelüste grollt und droht. Aber auch da, wo in den weiten Heide- und Moorflächen der darüberhin eilende Blick keine Reichtümer zu sehen vermeint, liegen goldene Schätze, von denen ein Glanz und Schimmer über das ganze Land ausgeht. Nicht jeder weiß diese Schätze zu heben, aber das Land ist nie arm an solchen gewesen, die da mit köstlichem Gewinn für sich und ihre Heimat zu schürfen wußten. Das sind die Dichter.

Die holsteinische Dichtung ist recht eigentlich ein Kind der Heide. Hier steht ihre Wiege, geschaukelt von den Winden, die meerfeucht von allen Seiten über die welligen Hügel streichen, umsummt von den Bienen, die im warmen Sonnenschein über die blühende Heide schwärmen. Und der erste Kranz, den sie sich spielend auf ihre blonden Locken drückte, war ein Ring roter Erika.

Wohl schweifte sie singend durch die weiten Buchenwälder, schürzte das Kleid zum Sturmgang über die einsamen Deiche und schreckte

nicht davor zurück, sich von den grauen Wogen der Nordsee weit hinaustragen zu lassen und dem blanken Hans in die weißen Zähne zu lachen. Aber ihre Heide blieb ihr Liebstes, wohin sie immer wieder zurückkehrte, neue Kräfte sammelnd aus der Berührung mit ihrem mütterlichen Schoß. Hier war ihr Herz, ihre Heimat. Wie sie auch heißen, Claus Groth, Theodor Storm, Detlev von Liliencron — das schönste, eigenste ihrer Dichtung ist der Heideduft. Das Weitausspinnende, Träumerische, den geheimnisvollen Mund und das feine Ohr der Einsamkeit und ihre klugen Märchenaugen, das haben sie alle. Und das hat auch Timm Kröger, der sich diesen dreien als echter Holsteindichter anschließt.

* * *

„Sachlich habe ich von Storm . . . . . die stärkste Anregung erhalten." Doch ist Krögers Gebiet kleiner, der Schauplatz seiner Erzählungen mehr auf das Ländliche, Dörfliche beschränkt. Die weiche Stimmung Storms eignet auch ihm, das weiche Sachsengemüt, doch das tiefe lyrische Pathos seines großen Landsmannes fehlt ihm. Auch scheint ihm die Gabe,

Verse zu machen, versagt oder doch nur im geringen Maße verliehen zu sein. Die paar Proben in der „Wohnung des Glücks", die je ein Kapitel einleiten, sind wohl ganz hübsch, aber doch nicht schwerwiegend. Wohl kann auch Timm Kröger sich gelegentlich zu tragischer Kraft steigern, wie im „Schulmeister von Handewitt" und im „Um den Wegzoll", aber im ganzen ist er eine mehr ruhigere, behaglichere, mehr epische Natur. Storms novellistische Anfänge waren rein lyrisch, auseinandergelaufene Gedichte. Timm Kröger, so sehr ihm jede Stimmung zu Gebote steht, kommt von der Skizze her, von der mit behaglichem Humor vorgetragenen Anekdote, durchaus als Erzähler. Mit der Lust am guten Erzählen, mehr als mit der Absicht des ein Kunstwerk bewußt gestaltenden Künstlers; so wie sich bei Hans Ohm („Wie mein Ohm Minister wurde" in der Novellensammlung „Leute eigener Art") eine Geschichte meldet und bittet: „Lat mi rut, lat mi rut!" Und der alte Sonderling Jasper Thun, der in seiner Jugend auch ein großer Erzähler gewesen, nun aber schon seit Jahren schweigsam und menschenscheu in seiner Ofenecke saß, „lachte

tief und herzlich von innen heraus und schüttelte sich in seinem braunen Lehnstuhl". Und nun muß Hans Ohm, der Flickschneider, zum Verlehntsmann Jasper Thun in die Kathe ziehn und ihm Geschichten erzählen. Dafür hat er freie Wohnung. Jetzt lebt der alte Jasper wieder auf, Jasper Thun, der schon als Knabe „vor allen Dingen die Bilder seiner wachen Träume" geliebt hatte und dann, als er groß geworden war, für klug galt und ein guter Erzähler wurde.

„Das ist für immer dahin, dachte er. Aber einem anderen Erzähler zuzuhören, auch das ist ein hoher Genuß. Dem alten Mann war auch das lange nicht vergönnt gewesen, denn ihn besuchte kein Mensch, und der verflossene Detlev-Schneider war schwerhörig gewesen und hatte keine Geschichten erzählt. Margret sprach wohl allerlei, aber das war doch nicht eigentlich das, wonach seine Seele verlangte. Das waren Frauengeschichten „von em un von ehr" und Klatschgeschichten, die den Willen oder die Leidenschaften aufstachelten, aber nicht Geschichten, die einen mit ihren feinen Widersprüchen und lustigen Verknüpfungen noch erfreuen konnten, wenn man sonst nichts mehr

vom Leben erwartete. Was weiß Margret von der Kunst des Erzählens? Aber Hans, das war ein echter, das hatte er gleich bei dem Döntjen von dem Evangelium des Königischen herausgehört.

Gegen Abend gab der Schneider noch zwei zu besten. Jasper lachte und lachte.

Und als er abends mit Margret zu Bett ging, sagte er:

„Du, Gretjen, de Snieder, de gefallt mi. Dor kann man doch 'n vernünfti Wort mit schnacken."

Ach, der arme alte Mann. Er hatte noch kein Wort gesagt, aber in seinen Gedanken, da hatte er mit dem Schneider schon viel, sehr viel — ‚geschnackt'."

Mit drolligem Humor ist hier der Kunst des Erzählens ein Loblied gesungen. So ein Erzähler, mit dem man eine ganze Weile „geschnackt" zu haben glaubt, ohne daß man ein Wort zur Unterhaltung beitrug, ist auch Timm Kröger selbst. Ein echter Erzähler. Man meint nicht zu lesen, man meint zu hören.

Im sechsten Kapitel dieser „Minister"-Geschichte will die alte Stubenuhr den im Ein-

ſchlafen begriffenen alten Jaſper Thun durchaus ihre Geſchichten vorbringen.

„Ticktack, ticktack. — Was ich noch fragen wollte. Nicht wahr, die Geſchichte iſt gut?“

„Das geht ſo,“ — murrte Jaſper Thun.

„Geht ſo? Jaſper Thun, du haſt wenig Auffaſſung für Geſchichten.“

„Na, na!“

„Ticktack, ich weiß noch eine. Soll ich ſie dir erzählen?“

„Ein andermal, ich will ſchlafen.“

„Es dauert nicht lang. Es kommt eine Turmuhr darin vor, eine von den großen. Die ſchlägt am hellen Mittag zweihundertſechsunddreißig.“

„Bißchen viel“, — ſagte Jaſper und wälzte ſich auf die andere Seite. — „Keine Feuerglocke.“

„Wurde auch dafür gehalten.“

„Schön, ich will aber ſchlafen.“

„Es dauert einen Augenblick. — Doch halt! Erſt muß ich elf ſchlagen. Horch mal, wies klingt! Ich tus ſtark und mit Gefühl.“

Die Uhr ſchlug ſtark und mit Gefühl und ſetzte mit eifrigem Ticktack ein.

„Nun, Jaſper, willſt du die Uhrengeſchichte

hören? Nein? Nicht die Geschichte, wie der Uhrmacher beim Reparieren anstatt der zum Werk gehörigen Schraube die geteerte Schraube einer Radnabe hineingearbeitet hatte, worüber die Turmuhr so außer sich kam, daß sie zweihundertundsechsunddreißig schlug?"

„Ich will schlafen."

„Du mußt sie hören! Es lohnt! Die Leute meinen, es ist Feuer. Die Feuerwehr kommt mit großem Lärm und Tatarata, und da Rauch aus dem Schornstein des Pfarrhauses steigt, spritzen sie dem Pastor die ganze Bude voll."

„Ist das nicht fein?"

„Sehr fein. — Die Feuerwehr spritzt das Pfarrhaus voll, weil die Turmuhr zweihundertdreiundsechzig —"

„Sechsunddreißig" — berichtete die Uhr.

„Dreiundsechzig oder sechsunddreißig fällt bei solchen Lügengeschichten wohl nicht sehr ins Gewicht" — fuhr Jasper auf. — „Und wenn du nun nicht gleich still bist, schlag ich dich morgen in Stücke, dich und dein Windbeutelzifferblattgesicht."

„Nur nicht so grob", — beschwichtigte die Uhr. — „Ich bin ja schon still. — Du scheinst

keinen Spaß zu verstehen. Meinem Geschäft nachzugehen, wirst du mir nicht verbieten wollen, und mein Geschäft ist: Stundenschlag und Pendelgang."

Sie war ärgerlich und schwieg. Nur ihr Geschäft versah sie „unentwegt", anfangs noch recht vernehmlich, dann aber leise und immer leiser. Nun kam auch er, der Schatten, der auf der Stuhllehne an den Fenstern gelagert hatte, hängte einen Schleier über die alte Uhr und drückte dem Alten die müden Augen zu." —

Wie lebendig ist das erzählt, wie anschaulich hält sich der ganze Dialog in dem kurzen, hastigen Ticktacktempo einer immer geschwätzigen alten Uhr.

* * *

Solche alten Sonderlinge wie Jasper Thun und Hans Ohm, zeichnet Timm Kröger mit besonderer Liebe. Er ist bei ihnen, in ihren Katen, zu Hause, wie er es bei den Knechten und Mägden in den Ställen und auf dem Felde ist. Er fühlt mit ihnen. Die kleine Welt ihrer Freuden und Leiden übersieht er mit behaglicher Teilnahme, und wo sie sich einmal zum Schauplatz großer, echter Tragik

erweitert, wächst auch er über den schelmischen Erzähler kleiner Dorfanekdoten zum eindringlichen Verkündiger herber Menschenschicksale hinaus, wie in den größeren Novellen „Der Schulmeister von Handewitt“ und „Um den Wegzoll““, und in den kleineren Erzählungen „Im Nebel“ und „Ein Unbedingter“ aus „Leute eigener Art“.

Aber nicht nur seine Helden und Heldinnen sind ihm ein offenes Buch, worin er mit klaren Dichteraugen liest, auch die Natur, in der sie leben, die ihr Sein bedingt, ihr Handeln beeinflußt, schlägt ihm jedes ihrer Blätter auf und hat kein Geheimnis für ihn, weil er ihr sein Herz entgegenbringt, sie liebt mit der ganzen tiefen, innigen Neigung, die alle Dichter unter seinen Landsleuten eignet.

Timm Kröger trat mit solchen intimen Naturskizzen, die einen Novellenkeim in sich trugen, und sich manchmal auch zu kleinen Novellen auswuchsen, zuerst in die Öffentlichkeit. Kleine Bilder aus Moor und Heide, die in ihrem romantischen Realismus etwas von Liliencrons Art hatten. Liliencron, der den Gleichalterigen zuerst zum poetischen Schaffen angeregt und ermutigt hatte, konnte

unmöglich ohne Einfluß auf den Landsmann bleiben, wenn dieser ihn auch unter den Dichtern, denen er „die kräftigste Anregung verdankte", nicht aufführt. Aber wenn Timm Kröger sich einmal dagegen wehrte, als Schüler Liliencrons und gleichsam von ihm abhängiges Talent eingeordnet zu werden, so kann man ihm das nicht verdenken.

Gewiß findet sich Gemeinsames, aber es ist gegen das, was sie deutlich trennt und scheidet, nur ein Weniges, und es ist bei dem unermüdlich mit großer Strenge an sich arbeitenden Dichter immer weniger geworden. In der jetzt als allein gültig vorliegenden neuen Ausgabe seiner Erzählungen, es sind sechs Bändchen, wurde ich nur an einer oder zwei Stellen direkt an Liliencron erinnert. Im übrigen teilt er das Sprunghafte, Skizzenhafte seiner kleinen Naturbilder noch mit anderen als mit Liliencron. Und die Art, wie er erzählt, sein Vortrag ist denn doch ein wesentlich anderer. Es sind geradezu tiefwurzelnde Temperamentsunterschiede. Hier der rüstige Fußgänger, der wohl einmal einen Graben im Sprung nimmt, auch mit dem Springstock, dort der feuerige, verwegene

Reiter, immer über Hecken und Hürden. Und noch mehr tritt der Unterschied in den größeren Novellen zutage. Timm Kröger führt, Liliencron reißt mit. Neben Liliencrons genialem Feuer brennt Timm Krögers stille Flamme in bescheidenerem, aber nicht weniger echtem Glanze.

* *
*

„Eine stille Welt." Bilder und Geschichten aus Moor und Heide nennt sich die Sammlung der kleinen Skizzen und Erzählungen, mit denen der Dichter sich zuerst einführte. Und dieser stillen Welt, abseits, in Moor und Heide, ist er treu geblieben.

Als mich Timm Krögers „Die Wohnung des Glücks" zuerst — es war 1891 — in diese seine stille Welt einführte, gab ich meinem Entzücken öffentlichen Ausdruck, und mein Urteil hat sich bis heute nicht geändert. So mag denn hier nochmals stehen, was ich damals verlauten ließ, zumal der Dichter nachher die Eingangsverse in die neue Ausgabe seines Buches mit aufgenommen hat, um sein Vorwort daran zu häkeln.

Wo?

Es ist ein stilles Land,
Ein Wald am Horizont,
Ein Streifen Heidesand,
Von Mittagsglut besonnt.

Ich weiß nicht wann und wo.
Ich ging durchs rote Kraut.
Es dämmert mir nur so,
Als wärs im Traum geschaut.

Die große Einsamkeit,
Die Stille wie ein Grab,
Und alles so beiseit,
So von der Welt weitab.

Wüßt ich nur ungefähr
Wohin, ich ging auf Glück,
Und kehrte von daher
Nie mehr zu euch zurück.

In diesen Versen habe ich einmal der immer wiederkehrenden Sehnsucht Ausdruck gegeben, dem Heimweh des in die große Stadt verschlagenen und dort angeketteten Menschen, der eigentlich nicht dahin gehört, sondern hinaus aufs Land, in Waldfrieden und Heide-

einſamkeit. Welche Freude, wenn einem das alles nun ins Haus kommt: bemühe dich nicht, heute kommen wir mal zu dir, Wald und Feld, Heide und Moor, in deine kleine Stube. Solche Wunder geſchehen, und die ſie tun, ſind des großen Wundertäters gelehrigſte Schüler: die Dichter. Nur ſie bringens fertig, der bloße Schriftſteller, ſei er noch ſo „vortrefflich", er kanns nicht. Theodor Storm konnts, Detlev von Liliencron kann es und Timm Kröger kann es auch; ſie ſind nicht die einzigen, dieſe drei, aber ſie ſind die, die mir vor allen ſchleswig-holſteiniſche Wald- und Heideluft in meine vier Wände gebracht haben, ſo daß dieſe anfingen ſich zu weiten, anfingen zu grünen, zu blühen: während meine Hand langſam Blatt für Blatt umwandte, ging ich durch die träumende Heide, oder den ſchweigenden Wald, oder lag im Schatten eines Knicks, flimmernde Feuer vor mir, oder ſtille, klare Seen, wogendes Weideland, worüber der friſche Seewind ſtrich, oder melancholiſche Moore, über die der Kiebitz ſchrie und ein Flug Wildgänſe rauſchte. Ja, die Zauberer, die Dichter.

Timm Kröger gehört zu ihnen! Man hats ihm ſchon nach ſeinen erſten Büchern „Eine

ſtille Welt“ und „Der Schulmeiſter von Handewitt“ geſagt, und ſein neues Buch iſt wieder ſo eins: das konnte nur ein Poet ſchreiben, ein Poet mit warmem, goldigen Herzen, mit echtem Humor und tiefer Liebe zur Heimat, zur Scholle.

Timm Krögers Buch iſt ein einziger Lobgeſang auf ſeine Heimat und auf die Natur.

„Die Liebe zur Natur, das war meine erſte Liebe; ſie hat mich in der Tat zu halsbrecheriſchen Dachpromenaden verführt. Ohne Leiter das ſteile Strohdach hinaufklettern, um von der höchſten Scheunenfirſt die Ausſicht zu genießen, das war meine etwas abſonderliche Liebhaberei. Und dieſe alte Liebe iſt noch nicht geroſtet; der Rundblick über die wilden Moore, über die weiten Eiderwieſen im Süd, Weſt und Nord, über die Waldmaſſen des Geheges im Oſten ſcheint mir faſt ſo ſchön wie die Ausſicht vom Rigi. Wie oft träume ich noch jetzt von dem, woran ich mich einſt auf der Scheunenfirſt erfreute.“

In allen dieſen kleinen und größeren Stimmungsbildern und Geſchichten ſingt und klingt dieſe Heimatsliebe. Und wie ſind dieſe Marſchen und Moore, dieſe Weiden und Heiden,

diese Wälder und Wasser geschaut und — gefühlt; sie sind eben mit dem Herzen gesehen. Welche feinste Beobachtung, welch intimstes Mitleben mit der Natur, an Jens Peter Jacobsen erinnernd und an Liliencron. Aber Kröger sieht und erzählt doch wieder anders als diese beiden, er hat seine eigenen Augen und seine eigene Sprache. Es ist nicht die feine, nervöse Art des großen Dänen, und nicht die frische, strotzende, kecke Kraft Liliencrons, es ist etwas schlichtes, weiches, verträumtes in Krögers Art.

Alle diese kleinen Bilder und Geschichten stehen in einem innigen Zusammenhang: sie erzählen von dem Sehnen und dem Suchen nach der „Wohnung des Glücks" und von dem endlichen Finden.

„Ein Kreuzbau wars und strohgedeckt,
So lags auf roter Heide."

„Einsam, mitten auf sonniger Heide, im kühlen Schatten gelagert, so zieht es durch meine Träume." „Endlich habe ich das gesuchte Haus; ich unterscheide ein Wohnhaus — es ist ein Kreuzbau —, Linden, ein Stallgebäude, einen Ziehbrunnen." „Es scheint —

nein, nicht ſcheint, hinweg mit den Konjunktionen des Scheins! — Es iſt die Wohnung des Glücks . . . die Stätte des Friedens —"

„Das Glück auf der Offenſether Heide" iſt die letzte und größte Geſchichte, die uns Kröger erzählt, ſie nimmt faſt das halbe Buch ein.

Dieſe große Erzählung iſt eine ganz prächtige Leiſtung, da zeigt Kröger wieder, was er auch als Novellendichter vermag. Die Geſchichte des guten, kindherzigen Peter Niſſen, deſſen Glück unter den betrügeriſchen Manipulationen des Freundes und Nachbarn Johann Großmacht, des „bäuerlichen Kommerzienrates", faſt zuſammenbricht, wie Peter Niſſen tapfer die Folgen ſeiner Bürgſchaft auf ſich nimmt und trotz allem mit Hilfe ſeiner tapferen Frau ſein Glück ſich zu erhalten weiß, das iſt eine „eindringliche" Geſchichte, „eindringlich" wie das ganze Buch.

Was wiegt ſo ein gutes, ſchlichtes, wahres Buch nicht alles auf an „modernen", großtuenden Romanen und Novellen, die ſich an „tiefen" und „einſchneidenden" Problemen abmühen. Und was hat es in die Wagſchale zu werfen? Nur eins, aber alles: Poeſie!

Und noch eins: „Er hatte ein fröhliches Herz

in der Bruſt.“ O, hätten es doch alle Leute! Aber es iſt ein Geſchenk, man kann ſichs nicht nehmen. Wers aber hat, der hat dann auch leicht „das Glück“ in der Rocktaſche. Ein fröhliches Herz altert nicht. Eine Hoffnung mehr, daß uns Timm Kröger noch weiter beſchenkt. Er hats, alſo muß er geben.

* * *

Timm Kröger gab. Nicht jedes Jahr. Er iſt kein Vielſchreiber. Aber er iſt ein Reicher, der lange aufgeſtapelt und nun anfängt, von ſeinen Schätzen mitzuteilen, bedacht, mit Auswahl, wägend, heilend, putzend, damit auch jedes Stück hübſch und blank in die Welt hinausgeht.

1891 erſchien „Eine ſtille Welt“, 1893 „Der Schulmeiſter von Handewitt“, 1897 „Die Wohnung des Glücks“, 1899 „Hein Wieck“, 1904 „Leute eigener Art“, 1905 „Um den Wegzoll“ und „Der Einzige und ſeine Liebe“. Von allen gilt, was Klaus Groth dem Dichter über ſeine „Wohnung des Glücks“ ſchrieb:

Alſo kurz: ich habe lange nichts geleſen, nennen wirs Roman, Novelle, Erzählung, was mich ſo erfriſcht, erquickt, erhoben hat.

Ich habe Ihr Buch gestern bis in die Nacht hinein mit Spannung auf den Ausgang, mit dankbarem Rückblick in einem Zuge durchgelesen.

Ich fragte einmal meinen Freund Hermann Grimm vor einem Schlachtbilde um sein Urteil. „Möchten Sie dort sein?“ fragte er wieder, was ich ja verneinte.

Wer Ihre Wohnung des Glücks genau besehen, der wird mit mir, wenn wir darnach gefragt werden, gewiß antworten: dort in dem kleinen Hause? mit den alten, einfachen Leuten? in der Einsamkeit? Ja, ja, gerne! bleiben und stille sein!

Ihr Buch ist mit großem Kunstverstand geschrieben. Sie bereiten Ihr Drama so geschickt vor, daß niemand etwas ahnt. Aber vorher lernt, auch der sie nicht kennt, Land und Leute unter Ihrer Führung kennen, als hätte er, wie wir, mit ihnen das Leben verbracht. Sie haben eine eigentümliche Art der Naturschilderung, durch die Sie auch die Öde beleben, wie ein niederländischer Maler. Und auf der kleinen Bühne Ihres Dramas zeigen Sie, daß Sie auch das Menschenherz kennen, seine Regungen belauscht haben bis in die Tiefe

und durch Ihre Darstellung den Leser mitzunehmen verstehen, bis ihm das Herz klopft vor Angst und er erlöst endlich dankbar zurückblickt: denn siehe, es war alles gut.

* * *

„Wie ein niederländischer Maler“:

„Es ist eine ansprechende Fernsicht, die sich von der halbinselartig in die Niederung vorgeschobene Hochfläche der Dorfgemarkung darbietet. Unser Auge schweift über weite, von glitzernden Kanälen und Gräben durchzogene Wiesen; es überfliegt große, graubraune, düstere Moore und dringt hinüber zu den in blauer Ferne verdämmernden Heideflächen des dithmarsischen Landes. Wenn es zwischen dornigen Knicken und buschigen Hecken die Wege zur Wiese hinabgleitet, so duftet es wie Gras und Heu wieder zu uns her, und in der Seele brichts hervor, das langverhaltene Heimweh nach Heumachen und Torfstich, nach dem Rauschen blanker Sensen im saftgeschwollenen Gras, nach dem Flattern weißer Leinenschürzen frischer, brauner Dirnen. Wie der Rechen fliegt, wenn sie den Grasschwaden gewandt haben!

Gern durchmesse ich den vielfarbigen Schmuck der Steppenflora. Da nicken in lustiger Brise weißflaumige Wollgräser und hochgestielte, hochmütige Blumen in Purpurfarben. Die neigen sich der kommenden Luftwelle, aber um so stolzer erheben sie sich über das Gold niedriggeborener, im Grase halb vergrabener Blüten.

Die gefiederten Trappen sind mir freundlich gesinnt bis auf den Kiebitz. Das ist ein zorniger Vogel, zumal in der Brütezeit und in der Hegezeit der Nestlinge. Herausfordernd klingt sein halb gezischter, halb gekreischter Kehllaut, und zudringlich umkreisen mich seine angriffslustigen Scharen, wenn ich mich durch Nachäffung seines Geschreis auf den Neckfuß zu stellen versuche. Die Himmelsziege und ihren meckernden Laut liebe ich sehr. Bald hämmert der flüchtige Vogel aus blauer Luft, bald erklingt der eigenartig ironische Laut wie aus dem Röhricht schwarzer, quirlender Sümpfe."

Wie köstlich weiß der Dichter von der „Melodie der Dreschflegel" zu erzählen. Wie anschaulich. Man sieht es, man hört es.

— „im Geiste seh ich der Dreschergruppe scharf umrissenes Bild. Klipp, klapp! duff,

duff! Wenn das erste Paar anschlägt: sanft, hell und leicht auf strotzende Ährenköpfe (wuchtige Schläge zermalmen die Körner), genügt der Stoß des elastischen Handgelenks; die Werkzeuge kreisen nicht höher, als die Hilgen der seitwärts belegenen Pferdeställe. Wie anders, wenn der Drescher im vollen Stroh arbeitet, und das Werkzeug unter dem Druck der hocherhobenen, muskulösen Arme niederwuchtet! Der keulenartige Klapper stürmt hinauf bis zur Bodendecke der Tenne, verharrt dort während der Dauer eines aufblitzenden Gedankens in senkrechter Stellung, dann reißt ihn des Armes Nerv in die Tiefe. Und gierig blinkt im Sprung das weiße Eschenholz.

Noch höre ich das milde zweiteile „Kling, Klang", dann mischt sich genau im Halbstrich des Taktes das zweite Paar mit dunklerer Klangfarbe in den Reigen, endlich hastet im Sechsteltakt die lustige Melodie.

Der Dreschflegel ist ein feines Instrument, vornehmer als die Geige. Kein anderes offenbart die Persönlichkeit des Künstlers, wie dies plumpe Holz. Da gleicht kein Schlag dem anderen und vollendeter Zusammenklang im scheinbaren Wirrwarr. Das alles freilich ist nur

für den Kenner. Dessen Ohr aber erlauscht die Eigenart aller Künstler. Das ist ein Diskurs, den er mit steigendem Interesse verfolgt: behaupten, bestreiten, beistimmen, widerlegen, einschränken, erweitern — eine Erörterung, die in den tiefsten Schacht seines Empfindens dringt — und jeder Redner ein Künstler. Erst ergießt sich der Strom des tadellosen Vortrages mit ruhiger Kraft, dann im rollenden Glanz flammenden Zornes verwoben, gehemmt, getragen von der Entgegnung ebenbürtiger Meister.

Ich schwelge.

Bei den leichten Schlägen ist das Gespräch munter und trostreich, aber von finsterer Tatkraft, was auf der Garben Mitte niedersaust. Jene Klänge scheinen sich tändelnd zu nähern, ab und zu hascht ein lieblicher nach mir im neckischen Frohmut. Aber dumpf, grollend und drohend entweicht es wieder im grauen Winternebel der Landschaft.

Nun arbeiten die Werkzeuge mit gesteigerter, düsterer Gewalt. Und jählings Stille. In tiefster Erbitterung brach man ab: es schien nur zu geschehen, um der Gewalt Raum und Atem zu verschaffen."

Wenn Timm Kröger seine Novelle „Ein Unbedingter" also beginnt:

„Im Norden unseres Landes, wo die Hochebene des Mittelrückens anfängt, wellenartig nach der Eiderniederung abzufallen, liegt ein Kirchdorf . . . ein alter Ort. Und der Ruhm historischer Ehrwürdigkeit ruht, wie Kellerstaub am Flaschenhals alter, feiner Weine, auf seinem verwitterten Turm" — wird man nicht bei diesem feinen, köstlichen Vergleich sofort fröhlicher Zuversicht: jetzt gibt es etwas Gutes und Feines zu schmecken? freut man sich nicht auf die Geschichte, wie auf einen feinen alten Tropfen?

Oder wenn er uns mit ein paar Strichen den alten Jasper Thun in seiner Ofenecke malt:

„Jasper Thun war allein in der Stube, aber Jasper Thun antwortete nicht. Er saß in seinem mit braunem Leder überzogenen Lehnstuhl, — das Gesicht an der Ofenklappe — rechts vom Beilegerofen, gegen den er die Füße stemmte. Er hatte eine dicke Backe, aber das war nichts schlimmes, sondern eine Prise Kautabak. Auf seinem Kopf trug er eine in Zebrastreifen gehäkelte blauweiße Zipfel-

mütze. Seine Margret häkelte und strickte ihm hiervon zwei Sorten, eine in Wolle für den Winter, eine in Baumwolle für den Sommer. Als mein Ohm in die Stube trat und guten Morgen bot, trug Jasper die baumwollne.

Wir verweilen nicht ohne Grund bei der Mütze, denn als der Alte den fremden Schneider sah, zog er das Netz über sein Gesicht und beobachtete ihn durch die Maschen."

Hat der Dichter uns da nicht auch gleich sein Netz über das Gesicht gezogen, so daß wir nur durch seine Maschen beobachten können, hat uns gleich eingefangen, eingesponnen in diesen Verlehntswinkel seiner stillen Welt?

* * *

Timm Kröger ist aber nicht nur Kleinmaler und Stillebenmaler. Soweit er sich auch den Dingen hingibt, er verliert sich nicht an sie. Es ist meisterhaft, wie er in der liebevoll geschilderten Natur dem Menschen sein Recht zu wahren weiß. Alle diese feinen, tiefen und innigen Naturschilderungen, so verschwenderisch sie ausgestreut sind, drängen sich doch nie als Selbstzweck auf, überwuchern nie die Handlung und beeinträchtigen nicht das Inter-

esse an den Schicksalen der in diese Natur mit sicherer Hand hineingestellten Menschen. Das macht, Timm Kröger ist bei aller romantischen Naturschwärmerei und niedersächsischen Weichheit seiner Dichterpsyche ein Künstler, dem die Gabe straffer, logischer Komposition nicht versagt ist. Keime dazu zeigen sich schon in den ersten kleinen Heidenovellen. Ein bewundernswerter Fleiß in unermüdlicher Arbeit an sich, hat den Dichter von dem „Schulmeister von Handewitt" aufwärtsgeführt bis zu einem so schönen, geschlossenen Kunstwerk, wie die Novelle „Um den Wegzoll", die vorläufig sein Meisterstück, die Krone seiner Schöpfungen ist.

Schon im „Schulmeister von Handewitt" war es ihm gelungen, eine an sich nicht gerade originelle Fabel durch eine poetische Wildnis von Naturschilderungen und philosophischen Betrachtungen mit fester Hand zum Ausgang zu führen. Aber der Dichter fand selbst, daß des Beiwerks zu viel war und ging an ein Beschneiden. Das Resultat dieser Gärtnerarbeit war die zweite Auflage dieser Erzählung, die unter dem fragenden Weltanschauungstitel „Schuld?" das Dogma der Willensfreiheit in den Vordergrund rückte. In der

dritten Auflage kehrte der Dichter zum alten Titel zurück und verdichtete den Stoff abermals, durch ein nochmaliges Ausmerzen alles überflüssigen philosophischen Beiwerks.

Die Geschichte von der Liebe des ehemaligen verkrachten Theologen und jetzigen Schulmeisters Rudolf Schmidt zu Frau Sophie, der „Gräfin von Birkenrade", wie sie der Spott nennt, die an der Seite ihres Trunkenbold von Mannes die Schuld einer schwachen Stunde sühnt, diese Geschichte wird jetzt in der eindringlichen Wirkung ihrer erschütternden Tragik durch nichts behindert.

Der köstliche Humor Timm Krögers, der sich in der Schilderung der Bauern von Handewitt und ihres Verhaltens zu den „Gräflichen" selbst ein Fest gibt, schafft in der nun folgenden großen Erzählung „Hein Wieck" ein reizendes, behagliches Idyll. Die Geschichte des kleinen Hein, der erst nicht recht weiß, ob er lieber Hofbesitzer, Bettler oder Butterkerl werden wolle, und der dann nachher als Kuhjunge bei Harm Kühl beginnt, um schließlich als wohlhabender Sägemüller seine Stelle in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen — diese Geschichte mit den lustigen Heubodenabenteuern

des kleinen Hein, die er so schmerzlich am Ohrläppchen büßen muß, ist leider nur fragmentarisch geblieben. Sie sollte sich nach Absicht des Dichters eigentlich zu einem Lebensroman auswachsen. Mangel an Zeit — Krankheit und Berufsgeschäfte — ließ diese Ausgestaltung nicht zu. Aber auch so, wie es ist, ist es gut. Die köstliche Geschichte der Leiden und Freuden eines Stalljungen.

* * *

„Der Einzige und seine Liebe", dichterisch ganz dieselben schönen Eigenschaften zeigend, wie alle Krögerschen Bücher, scheint mir künstlerisch doch nicht ganz einwandfrei zu sein. Vielleicht ist dem Dichter das, was er gewollt hat, nicht rein gelungen. Man leugnet die Möglichkeit eines solchen Charakters nicht, kann sich aber doch eines Zweifels nicht erwehren, wenn der brutale Holzhändler Jochen Riese zum Empfang der Braut, die er sich durch den Ruin ihres Vaters willig gemacht, das Zimmer theatralisch mit Palmen und Blattpflanzen dekorieren läßt. Der Dichter selbst schreibt mir freilich: „O doch! — Das ist echt bäurisch protzig! Gerade auf diesen

Zug, dessen Wahrheit ich kenne und empfinde, bin ich stolz. Just darin offenbart sich die die hohle Romantik des Riese. Und wäre er kein Romantiker, so würde der Übermensch auf der Bühne nicht so großen Eindruck auf ihn gemacht haben." Ich will nicht streiten, ich mag mich irren, und andere vermissen vielleicht nichts in der Motivierung. Und da es immer interessant ist, des Autors eigene Meinung zu hören, so mag zu dieser Novelle der Dichter auch weiter das Wort nehmen.

„Was nun den Holzhändler in „Der Einzige und seine Liebe" anbetrifft, so lockte mich — neben andern Ideen — die Darstellung des Bruchs in einem Charakter (vergl. Brechunow in Wirt und Knecht, Tolstoi), bei einer romantischen Natur. Denn eine romantische Natur — eine, die sich niemals genug tun kann, die auf das Ganze geht, der die Idee der Dinge mehr gilt, als die Dinge selbst . . . ist der Holzhändler trotz alledem, — in diesem Sinn also auch Idealist. Sehen die Romantiker sich in den Ideen, denen sie nachjagen, getäuscht, dann folgt der Stimmungsumschlag. Und ein solcher Stimmungsumschlag kann — äußerlich genommen — eine

Charakterveränderung zur Folge haben. Die menschliche Psyche ist ein kompliziertes Ding. Vieles schien nicht vorhanden, weil es im Schatten stand, es blüht auf, gedeiht . . . gedeiht mit derselben sprossenden Fülle wie seine Schattenspender, nachdem diese gefallen sind."

Und in einem andern Briefe fährt der Dichter also fort:

— „so ist es Ihnen vielleicht von Interesse, zu wissen, worin ich den Ausgangspunkt meines Schaffens sehe.

Ich behandle die Menschen, die Dinge und die ganze Welt (mich selbst und die traditionellen Satzungen unserer Kirche nicht ausgenommen) ironisch. An der Idee, die der Schöpfer vielleicht im Sinn hatte, als er Dinge und Menschen entstehen ließ, sehe ich überall die Schlacken. Insoweit bin ich der Ansicht, daß alles, was besteht, wert ist, zugrunde zu gehen. Und doch rechne ich mich zu den Optimisten. Ich bin des Glaubens, daß in einem unsrer Erfahrung verschlossenen Sein eine besser gelungene Welt besteht, von der die uns umgebende nur ein Traum- und Abbild ist. Mein Optimismus wurzelt also im Transzendentalen.

Ich schildere, schaffe und dichte Welten und Gestalten, stets mit dem seelischen Vorbehalt, daß auf sie, soweit sie irdisch sind, nicht viel ankommt, wenn uns nur der letzte Aufschwung ins Reich der Ideale gelingt.

Deshalb fliegt Jasper mit verklärter Wollmütze, fliegt Hans Ohm, frei von aller Erdenschwere, himmelan, deshalb ist der Unbedingte fast ein Glücklicher zu nennen, als er sich entschließt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, deshalb bezahlt Peter Holling im Moorgraben den Wegzoll in die Ewigkeit durch innere Umkehr. Und deshalb auch der Charakterbruch bei dem Einzigen.

Es ist das selbverständlich nicht immer rein zum Ausdruck gekommen."

* * *

Mit dem nächsten Wurf gelingt nun dem Dichter sein Meisterwerk, in dem alles, was er beabsichtigt „rein zum Ausdruck kommt", ein volles, rundes Kunstwerk. „Um den Wegzoll" braucht sich vor den besten Novellen Storms nicht zu verstecken. Das Ganze baut sich prächtig auf, folgerichtig, notwendig.

Nichts überflüssiges an Zierat, Schilderun-

gen und Betrachtungen nicht mehr, als sich notwendig von selbst ergeben. Die Menschen, echte Bauerntypen, in Farbe und Zeichnung rund und lebendig. Ein glücklicher Stoff mit reifer Kunst behandelt. Es ist in dieser Novelle etwas von der Herbheit der großen Kunst, die sich aller Mätzchen enthält, die es verschmäht, durch irgend welchen schönen Aufputz zu bestechen.

Peter Holling, der „Zollwirt", trotzt auf ein altes, längst durch die Zeitumstände aufgehobenes Recht, Chausseegeld zu erheben. Sein Nachbar Hans Rohwer ist der erste, der ihm so beiläufig im freundschaftlichen Gespräch zu verstehen gibt, daß dieses sein Recht doch wohl nicht mehr so unanfechtbar sein dürfte. Das erhitzt dem Peter Holling das Gemüt. Er vergißt darüber, weshalb Hans Rohwer eigentlich bei ihm war. Er sollte seinen Knick dicht machen, damit Rohwers Kühe nicht in seinen Acker einbrechen könnten. Hans Rohwer hat seine Pflicht getan. Er hat angesagt. Aber Peter Holling vergißt die seine. Als nun des Nachbars Kühe sich das Loch in seinem Knick zunutze machen, gerät er in Wut und „verschüttet" sie. Das ist ein unerhörtes Stück,

seit Menschengedenken kein Brauch bei den Bauern. Aber Peter Holling kann in diesem Fall mal auf ein altes, zwar außer Gebrauch gekommenes, aber nicht aufgehobenes Recht fußen. Hans und Peter geraten aneinander. Sie schlagen sich. Zwei angesehene Bauern, die sich schlagen! Auf Peters Koppel ist es. Hans, der gutmütige, ehrliche, ruhige Hans, der Peters Tochter Anna liebt, tat sein möglichstes, um Peter zur Vernunft zu bringen. Aber Peter wollte nicht. Peter flog dreimal in den Sand. Es war auf seinem eigenen Acker.

Mit feinem Kunstverstand rückt der Dichter diese hochdramatische Szene doch etwas von uns ab, läßt sie uns nur mit den Augen eines Hütejungen sehen, der zufällig, hinterm Knick versteckt, Zeuge wird. So wirkt sie nicht in ihrer ganzen brutalen Kraft und der Dichter bewahrt sich die Möglichkeit einer Steigerung bis zu den wuchtigen, tragischen Szenen des Schlusses.

Der offene Bruch ist da. Hans respektiert nicht Peters Zollgerechtsame. Den Schlagbaum zertrümmert er mit der blanken Axt. Nun geht es an ein Prozessieren. Aber Peter sucht umsonst beim Gericht Anerkennung seines

vermeintlichen Rechtes.

Wie sich zuletzt dieser mit aller bäuerlichen Zähigkeit geführte Kampf bis zu erschütternder Tragik zuspitzt, Peter Holling bei Nacht und Nebel ins Moorwasser gerät und von seinem Feind, dem er zugeschworen hatte, ihn in gleicher Lage nicht aus dem Loch herausholen zu wollen, — wie er von Hans Rohwer, dem eine Traumahnung, ein „Gesicht", zur rechten Zeit an den Ort des Unfalls führt, gerettet wird, und wie er auf dem Kranken- und Sterbebett sich reuig mit ihm versöhnt, das alles ist so schlicht und einfach und doch mit so dramatischer Wucht erzählt, wie es nur einem echten, reifen, tiefen Dichtergemüt gelingt.

Krögers Humor kommt auch hier wieder in der Schilderung des Volksanwaltes Georg Heinrich Joens zu seinem Recht. Eine rührende Gestalt ist die Anna, die mit ihrer Liebe zwischen den streitenden Parteien steht. Von hoher, schlichter Schönheit ist die Begegnung der beiden Liebenden auf der hohen Koppel, wo das Mädchen in der Angst um ihren alten Vater seinen Gegner bittet, doch nicht zu prozessieren. Kein Wort von Liebe fällt in dieser

Unterhaltung, und doch ist es eine Liebesszene, von tiefen, innigen Herzenstönen durchzittert.

* * *

Noch steht Timm Kröger mitten im Schaffen. Der kraftvolle Aufstieg, den er bisher genommen, läßt noch viel Reifes und Schönes von ihm erhoffen. Die kleine Gemeinde, die ihn schon jetzt nach seinem Wert schätzt, wird sich vergrößern. Es fehlt nicht an berufenen und gewichtigen Stimmen, wie u. a. Adolf Bartels, die für ihn werben. Das ist ja auch der Zweck dieser kleinen Arbeit.

Man muß das deutsche Volk zu den Dichtern führen, die abseits vom großen Markt ihrem Gott und ihrem Volke auf ihre Weise dienen. Ihrem Volke dienen, indem sie ihm seine Art, seine Arbeit und seine Heimat in einem reinen Lichte zeigen, verklären, und ihrer Liebe immer wieder aufs neue näherbringen.

Wer Liebe säet, soll aber Liebe ernten. Und so hoffe ich, mir M. G. Conrads schöne Worte über Timm Kröger zu eigen machend, „daß das deutsche Volk, soweit es gesund und gütig ist, diesen echten Volks- und Heimatdichter noch voll Inbrunst ans Herz drücken wird."

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Novellen von Timm Kröger

Um den Wegzoll.

Gebunden 2 M.

Der Einzige und seine Liebe.

Gebunden 2 M.

Leute eigener Art.

Novellen eines Optimisten. 2. Auflage.
Gebunden 3 M.

Eine stille Welt.

Bilder und Geschichten aus Moor und Heide.
3. Auflage. Gebunden 3 M.

Der Schulmeister von Handewitt.

3. Auflage. Gebunden 2 M.

Hein Wieck.

Eine Stall- und Scheunengeschichte.
2. Auflage. Gebunden 2 M.

Um den Wegzoll

Das ist wieder einmal ein Juwel reiner und echter Novellenerzählungskunst, ein neues Schmuckstück für die Schatzkammer der kleinen Meisterwerke, mit denen uns die Mörike, Heyse, Storm, Keller beschenkt haben. Julius Hart im Tag.

Es ist wie ein Geschenk der goldenen Erzählkunst, so aus ganzer, voller Seele gegeben, so vollendet, so tief erquickend und den Beschenkten beglückend. — Ein seltener Glanz liegt auf dieser Moor-Geschichte. Breslauer Morgenzeitung.

Ein Meisterstück reifer Kunst. Alles ist rund und knapp, kernig und gesund.
A. Biese in der Deutschen Literaturzeitung.

Eine Dorfgeschichte, wie sie sein soll, aus dem eigenen Volksstamm herauskristallisiert zur Freude aller, die das Besondere schauen können und doch überall den Menschen finden wollen.
Ad. Bartels in der Deutschen Monatsschrift.

Eine Bauerngeschichte in des Wortes eigenster Bedeutung. Niedersachsen.

Gustav Falkes Werke

Gedichtbücher:

Mynheer der Tod. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Tanz und Andacht. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Zwischen zwei Nächten. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Neue Fahrt. 2. Auflage. Gebunden 4 M.

Mit dem Leben. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Hohe Sommertage. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Jeder Band in Leder gebunden 1 M. 50 Pf. mehr.

Ausgewählte Gedichte. (Hamburgische Hausbibliothek.) Gebunden 1 M.

Der gestiefelte Kater. Dichtung in elf Gesängen. Gebunden 3 M.

Gustav Falke als Lyriker. Auswahl aus seinen Dichtungen mit selbstbiographischer Skizze und einer Einleitung von Dr. M. Spanier. 5. Tausend. Kartoniert 1 M.

Prosabücher:

Aus dem Durchschnitt. Roman. 2. Auflage. Gebunden 3 M.

Der Mann im Nebel. Roman. 2. Auflage. Gebunden 3 M. 50 Pf.

Aus Muckimacks Reich. Märchen und Satiren. Mit Bildern von M. Dasio. Gebunden 4 M.

205535 LG
K934
.Yf

Kröger, Timm
Author Falke, Gustav

Title Timm Kröger.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU